



## Die Stadt Novipazar.

Von Paul Zschorlich.

(Nachdruck verboten.)

Die Stadt Novipazar liegt von Rajfa nur 22 Km. entfernt. Also noch nicht einmal einen Tagesmarsch. Der Unterschied zwischen den beiden Städten ist aber so stark, als ob sie durch tausend Kilometer voneinander getrennt lägen. Rajfa, die frühere serbische Grenzstadt, ist ein großes Bauerndorf und besteht im wesentlichen aus einer Hauptstraße, an die sich nur wenige Nebengassen anschließen. Seine Einwohnerzahl kann etwa 6000 betragen.

Ganz anders Novipazar. Es zählt etwa 18 000 Einwohner und ist eine richtige Stadt. Und zwar eine so typisch türkische, wie man sie auf europäischem Boden gar nicht vermutet. Unvergesslich ist mir der Augenblick, als ich Novipazar zum erstenmal erblickte. Der Schauplatz der Märchen von Zauberhexen Nacht schien sich vor meinen erschauerten Augen aufzutun. Selbst Konstantinopel verdächtige für einen Augenblick, denn es ist Großstadt, beherrscht zahlreiche Fremde in sich und zeigt sich doch in mandem weit-europäisch beeinflusst. Diese Stadt aber, die so friedlich und abgelehnt, eingeschlossen von hohen Bergen, in sattes grünem Tal lag, befand sich, man sah es auf den ersten Blick, noch im Zustande der Unschuld. Hier war man gar nicht auf europäischem Boden.

In früheren Jahren ist es nur in seltenen Fällen einem Fremden gelungen, Novipazar zu sehen. Die Dönerreiter haben die einen Teil des Sandbichs nie in Besitz genommen. Sie lagen im Norden, in Plewisse, und an der Westgrenze, in Bielopolje, aber sie sind nie in diese äußerste östliche Ecke des Sandbichs gedrungen. Eine Eisenbahn gibt es im ganzen Sandbich nicht, der Handelsverkehr hinüber nach Südbosnien war kaum der Rede wert. Was der Sandbich erzeugte, wanderte hinunter ins Türkische, nach Mitrowizza und Ustschak, allenfalls nach Montenegro. Gegen Serbien hatten sich die Türken völlig abgegrenzt. Die Serben ließen den Fremden wohl hinein aus ihrem Lande, aber schon eine halbe Stunde hinter Rajfa lagen die türkischen Zoll- und Finanzwächter, und die ließen niemanden durch, der nicht mit einflussreichen Empfehlungen versehen konnte. Auch konnte und durfte der Fremde in Novipazar nicht übernachten, denn einmal gab es kein Gasthaus, sondern nur sogenannte Dams, dann aber wollten die Türken, die dort übernachteten, ebenfalls unter sich sein. Es gab einen Han draußen vor der Stadt, der ausdrücklich für Fremde bestimmt war. Wer aber waren diese Fremden? Ein serbischer Vieh- oder Pferdehändler, ein jüdischer Agent, durchziehende Montenegro, Albaner oder Zigeuner. Ganz selten einmal ein Döner aus Wien oder Ost-Österreich. Von Montenegro hinüber nach Serbien zu kommen und so den Sandbich zu durchqueren, war viele Jahre ganz unmöglich. Eher wäre jemand ungeführt durch den Kongonlat gekommen.

So kam es, daß sich um die Stadt Novipazar wahre Legenden gebildet hatten. Man erzählte sich, daß hier noch das alte türkische Kasakregiment ausgeübt und daß dieser Teil des Sandbichs in völlig abstoßlicher Form verwaltet werde. Damals, als die Serben Novipazar erobert hatten und also die alte Grenze bei Rajfa gefallen war, gelangte ich in die Stadt, die ich noch voll von Truppen fand. Damals war es kein Kunststück.

Wer Novipazar zum erstenmal von der Anhöhe erblickt, die man überwindet, wenn man der schlechten Landstraße von Rajfa aus folgt, der glaubt in der Tat, eine verzauberte Stadt vor sich zu haben. In eine lippige Baum- und Strauchlandschaft eingebettet, die sich gegen die waldlosen steilen Felsgebirge besonders wirkungsvoll abhebt, gewahrt diese Menge weißer Häuschen, aus denen der blaue Rauch in diesem windgeschützten Tale ferngerade in die Höhe steigt, den Eindruck des Friedens und der Behaglichkeit. Zahllose, blendend weiße Minarets stehen spitz in

die Luft, lieblich wölben sich die großen farbigen Kuppeln der Moscheen inmitten des fastigen Grüns. Und bald erblickt man auch die große Bazarstraße, auf der die Türken in ihren malerischen Gewändern hin und her wandern. Frauen begegnet man fast gar nicht, und die wenigen, die man sieht, sind dicht verkleidet. Als ich in der ersten Nacht, mit drei Serben in ein kleines Zimmer gepfercht, nicht schlafen konnte und mit Tagesanbruch ins Freie kletterte, beobachtete ich wiederholt die türkischen Frauen am Brunnen; denn um diese Stunde holen sie Wasser und

Auch Albanern begegnet man in den Straßen von Novipazar. Sie unterheiden sich auf den ersten Blick von den Türken, denn sie tragen keine wallenden Gewänder, sondern eng anliegende weiße Hülshosen und schwarz gefärbte Kelmé-Jacken, dazu auf dem Kopf ein ganz kleines filziges Käppi. Die Sitte, den Dolch oder doch wenigstens ein großes Messer an der Seite zu tragen, ist unter ihnen noch all-gemein.

Neuigkeiten erfährt man nur in den zahlreichen Kaffee-läden, in denen man für knapp 10 Bga. einen prächtvoll-türkischen Most trinkt. Eine Zeitung gibt es in Novipazar nicht und hat es nie gegeben. Verläßt man die Bazarstraße, um sich in der übrigen Stadt umzusehen, so glaubt man sich in einen Irzarten versetzt, denn in den begogenen, oft in Gassen ausgehenden Wegen, an denen die Häuschen so weit auseinanderstehen, sieht man meist nichts als lange Mauern. Irigends ein Laden oder eine Schenke. Dafür ist ja der Bazar da. Wer sich etwas besorgen will, geht dorthin. In diesen Seitenstraßen, die dürftig anmuten, gibt es auch keinen Verkehr. Söhnens, daß einige Kinder in ihren bunten gemulterten Kleidern vor dem Hause spielen. Hier fährt auch kein Wagen. Rufe herrscht überall.

### Den deutschen Kriegswitwen gewidmet

Paul Kellner widmet im Dezember-Heft seiner „Vergilstadt“ das folgende Gedicht den deutschen Kriegswitwen:

Ich weih nur einen Weihnachtsbaum für meineu bangeu Advensttaum; Es ist das ewige Lannereis. Das steht in sel'ger Geistes Kreis Im hohen sel'gen Simeelsaal; Erzeugel singen den Choral. Sell schimmer goldner Fäden Braut, Bunt leuchtet schwerer Früchte Kranz; Santt Peter als der Sattilan, Der jündet selbst die Lichter an; Ein jeder aus der Sel'gen Schar Bringt für den Baum sein Schmuckstück dar; Mein lieber, toter Heldeuann, Der hängt sein gold'nes Herz daran.

### Den deutschen Kriegswitwen gewidmet

plaudern gern ein wenig. Jedemal aber, wenn ich mich ihnen näherte, hoben sie mit einem Aufschrei auseinander. Nicht eine einzige ließ sich ansehen. Das kann einem in Konstantinopel heute nicht mehr widerfahren. Es zeigt an, wie konservativ und strenggläubig der Mohammedaner hier noch ist.

Das bemerkt man auch sonst. Irigends habe ich den Muezzin so oft und so laut rufen hören wie in Novipazar. Um die Gebetsstunde erklingt das wehleidige Singen aus einem Dutzend Kehlen zugleich. Man mag dann in der Stadt stehen, an welcher Stelle man will, sicher hört man dicht neben sich und über sich das „Allah il Allah“ ertönen. Hier verrichtet auch jeder Türke seine Zeremonien noch auf offener Straße. In die abendliche Dämmerung wird anstandslos an einem Hügel vorgenommen, das mitten durch die große Bazarstraße läuft.

Der Bazar selber ist so echt türkisch, so unbeeinflusst von irgendwelchem Europa, daß man meinen könnte, im Mittelalter zu sein. Da sitzen die türkischen Kaufleute in ihren kleinen Kojen, die keine übereinandergeschlagen, und medifizieren. Niemand wird sich anfordern, etwas zu kaufen. Wenn du an seinen bunten Auslagen sehen bleibst, wird er sich sofort diensteifrig erheben, aber mit keinem Wort wird er seine Waren preisen oder dich zum Kauf veranlassen. Das widerstrebt durchaus der Würde. Kauffst du nichts, so ist es auch gut. Dann hockt er sich wieder nieder und träumt weiter, oder er dreht sich eine Zigarette, deren er einige Dutzend am Tage raucht.

Die Serben haben sich damals, als sie Novipazar erobert hatten, eine gewisse Modernisierung der Stadt angeleitet sein lassen. So mußten die Köhgerber, deren Mühlen von Unrat hartten, ihre Betriebe hinaus verlegen zur die Stadt, weil sie mit ihren Karstschiffen das Fließbett verunreinigten, das durch die Stadt läuft. Eine gesundheitliche Maßnahme, die den Türken durchaus nicht in den Kopf wollte und sie geradezu empörte, denn seit Jahrhunderten hatten die Gerber und die Färber an ein und derselben Stelle geessen, und man braucht sich nur die großen freisunden Steine anzusehen, die sie zum Auswaschen benutzten, um zu erkennen, daß sie von den Zeiten der Urwälder her dort am Flusse standen. Der damalige serbische Kreisräsident, der übrigens die meisten deutschen Großstädte besucht hatte und Deutsch tadellos sprach, hatte ferner die Anordnung getroffen, daß alle Häuser weiß oder blau angestrichen werden sollten, denn als die Serben in Novipazar einrückten, soll die Stadt ganz vermauert gewesen sein. Diese große Außenreform hatte damals, als ich nach Novipazar kam, gerade eingeleitet, und darum gewährte die Stadt, schon von unten gesehen, in der Tat einen überaus lauberen Eindruk.

Heute sind die Deutschen in Novipazar. Wer von den dortigen Türken, der auch von uns selber hätte sich das träumen lassen! Wer Deutsche einmal in den Sandbich einmarschieren würden, daran hat gewiß nie jemand gedacht. Die Bewohner, die von den Serben ziemlich hart angefaßt worden sind, werden dem deutsch-österreichischen Einmarsch mit Bangen entgegenzusehen haben. Sicherlich sind ihnen von den Serben fürchtbare Gelächter von diesen Deutschen erzählt worden, und bei der völligen Unmöglichkeit irgend einer Nachprüfung haben sie, leichtgläubig wie der Türke an sich ist, vermutlich alles für bare Münze genommen. In ihrer ruhigen, melodiöseschöne Stadt ist jetzt mit den Truppen ein Geist eingezogen, dem sie vielfach verständnislos gegenüberstehen werden. Denn die Begriffe: Ordnung, Verwaltung, Wirtschaftlichkeit kennt man nicht in diesem Teile des Sandbichs. Kaum daß man den der Zeit kennt (in ganz Novipazar gibt es keine öffentliche Uhr). Aber unsere Soldaten werden eine müßige, gutmütige, lenkbare Bevölkerung finden, die schnell Vertrauen fassen wird, wenn sie sich vom ersten Schreck erholt hat. Da die Stadt fast ganz aus Türken besteht, so dürfte sich in Novipazar sehr bald ein herzliches Verhältnis zwischen den Besiegten und den Eroberern herausbilden. Denn von den Serben wollten die Bewohner nichts wissen. Die Deutschen, die ihnen so fern sind, stehen ihnen bei weitem näher.

## England und seine farbigen Untertanen.

Von Otto Corbach (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Es ist bisher wenig beachtet worden, daß das englische Kolonialamt in den letzten Jahren gegenüber den farbigen britischen Untertanen in mehreren Kronkolonien eine grundsätzliche neue Stellung eingenommen hat. Früher gab es in Indien und den Kronkolonien für die britische Politik keine Rassenfragen. Die Sonne des britischen Weltreiches strahlte mit gleicher Güte und Wärme auf Weiße, Schwarze, Braune, Gelbe wie die versteinerten Wäldchen herab. Die Eingeborenen waren mit den Weißen vor dem Gesetze gleich und konnten nach Maßgabe ihrer Anlagen und Fähigkeiten aus britischen Einrichtungen so viel Nutzen ziehen wie diese. Viele Eingeborene trachten es denn auch zu Reichthümern, sie ließen ihren Söhnen die Vorteile einer europäischen Bildung und Schulung angeheben und sahen sie nicht selten als Juristen und Rechtsanwältel oder als Beamte zu höheren gesellschaftlichen Rangesufen gelangen. Der britische Imperialismus war stolz darauf, daß in solchen Teilen des Reiches, die unmittelbar der Londoner Regierung unterstellt sind, keine Schranken zwischen den verschiedenen Rassen aufgerichtet waren, und zweifelslos verdankte das britische Weltreich größtenteils diesem Umstände die gewaltige Ansehenskraft,

die es auf Hunderte von Millionen farbiger Untertanen ausübte.

Gefährlich konnte diese weitherzige Politik der britischen Herrschaft solange nicht werden, als das weltpolitische Prestige der weißen Rasse noch selbst dafür sorgte, daß sogar der farbige Emporkömmling sich im wirklichen Leben nicht als ein Wesen gleicher Art wie ein Weißer in ähnlicher Stellung zu betrachten getraute; es konnte dem Engländer unter keinen Umständen schwer fallen, zu dem farbigen britisch-subjekt Distanz zu halten. Damit ist es anders geworden, seit Japan würdig befunden wurde, Verbündeter des stolzen Albion zu werden, und vollends, seit diese erste gelbe Großmacht die größte weiße Militärmacht, Rußland, besiegte. Seitdem ist in allen asiatischen Völkern der Glaube an die natürliche Ueberlegenheit der weißen Rasse zusammengebrochen. Was Wunder, daß nun auch das farbige britisch-subjekt den Kopf höher trägt und sich, in gehobener gesellschaftlicher Stellung, für weisungsgleich mit einem Europäer von gleichem Rang hält.

Ohne Zweifel war es auf diese Wandlung zurückzuführen, daß das englische Kolonialamt im Jahre 1904, ohne das

Parlament oder irgendeine legislative koloniale Körperschaft zu befragen, für eine höchst wichtige Gruppe siltlicher Kronkolonien und Protektorate eine Verfügung erließ, die dort allen Untertanen als europäischer Herkunft das bis dahin innegehabte Recht nahm, im politischen oder Verwaltungsamt Dienst zu leisten. Diese Verfügung trat im Jahre 1905 für Hongkong, die Straits Settlements und die verbündeten malaiischen Staaten in Kraft. Es entstanden in der Folge Schwierigkeiten in bezug auf die Auslegung des Begriffes „europäische Herkunft“. Europaer und andere Nichtsittliche berieten sich darauf, daß in ihren Adern auch ein Quantum Blut von der weißen Rasse fließe. Darum wurde im Jahre 1911 in der Verfügung der Begriff dahin verändet, daß es hieß, „von reiner europäischer Herkunft auf beiden Seiten“. In Indien durfte man eine solche Wandlung in den Regierungsgrundfäden nicht wagen. Dort hat sich unter britischer Herrschaft eine mächtige, reiche, gebildete Klasse unter den Eingeborenen entwickelt, die Bande der Rasse, Sprache und Religion innig mit der großen Masse einer dreihundert Millionen Köpfe umfassenden farbigen Bevölkerung verbindet, welche nur mit ihrer Hilfe im Geforsam

gegenüber einer Fremdherrschaft erhalten werden kann. Die britische Herrschaft ist in Indien jeweils nur soweit gesichert, als es dieser Schicht im eigenen Interesse zu liegen scheint, sie aufrecht zu erhalten. Darum kann geübter Indier die Beamtenlaufbahn unter seinen Umständen versperrt werden.

In Hongkong, den Straits Settlements und den malakischen Staaten ist Großbritannien natürlich immer stark genug, um jeden Widerstand des farbigen Elements gegen seine Herrschaft zu brechen. Die veränderte Haltung des britischen Kolonialismus gegenüber den farbigen Völkern vermag indes auch in der Befristung auf diese Teile des britischen Weltreichs dessen Interessen erheblich zu beeinträchtigen. In Hongkong ist die Bevölkerung fast ganz, in den Straits Settlements mehr als zur Hälfte chinesisch. In den letzteren Kolonien bilden die Chinesen den kraftvollsten, intelligentesten, unternehmendsten und erfolgreichsten Teil des farbigen Elements. Fast alle großen Handelshäuser gehören Chinesen. Viele Söhne reicher Chinesen haben auf englischen Bildungsanstalten studiert, und manche davon praktizieren in englischen Kolonien oder in China als Ärzte oder Rechtsanwände. Dr. Wu Wen Teh, der hervorragendste Direktor an der Aergeschule für das chinesische Heer in Peking, Dr. Liu Sun Keng, ein hoher Beamter der neuen republikanischen Regierung, und andere stammen aus den Straits Settlements und sind dort wissenschaftlich ausgebildet worden. So lange gebildeten Chinesen in englischen Kolonien keine Schwierigkeiten gemacht wurden, Beamtenstellungen einzunehmen, zu denen sie sich als befähigt erwiesen, konnten solche wissenschaftlich ausgebildete Chinesen als Pioniere englischer Einflüsse betrachtet werden, wenn sie in China selbst Karriere machten; fortan werden sie das Gefühl der Scham aus dem Bereiche der britischen Welt Herrschaft mit fortnehmen, dort als Angehörige einer niederen Rasse betrachtet werden zu sein. In Indien wird sich die eingeborene Bevölkerung kaum darüber äussern, warum die englischen Herren ihr gegenüber nicht ihre politische Haltung zu ändern wagten; ihr Selbstbewußtsein wird durch die Erkenntnis wachsen und damit ihre Neigung, der britischen Herrschaft Schwierigkeiten zu bereiten. Die Verfügung des englischen Kolonialamtes machte ein Gebot der Notwendigkeit bedeuten; sie erweist sich zugleich als ein Beweis von Schwäche; die Folgen können daher leicht verhängnisvoll sein.

### Vom Bücherkaufen

erzählt ein Sachverständiger auf diesem Gebiet, der Verleger Eugen Diederichs, im Dezember der Zeitschrift „Die Tat“ allherab Wertvolles und Anregendes aus eigener Erfahrung, das wir in folgendem wiedergeben möchten.

Es wäre falsch, zu sagen, die Deutschen kaufen keine Bücher. Das war in vergangenen Zeiten, die schon ein bis zwei Jahrhunderte zurückzuführen sind, anders geworden, der gebildete Deutsche kauft oft mehr Bücher, als er Zeit zum Lesen findet. Erher könnte man sagen, der größte Teil der Deutschen liebt ratios der Bücherhoffnung von Neuerungen gegenüber. Woran liegt das? Wohl an unserer Schulbildung, die zu viel Kennnismaterial anhäuft, statt den Intuit für geistige Selbsterziehung zu pflegen. Infolgedessen kauft der Durchschnittsdeutsche am ehesten Bücher, die ihm nach dem Prinzip der Doolreflamme empfohlen werden: Bücher von denen er glaubt, daß sie die anderen kaufen und die er deswegen kennen muß. Er hat dann die Abzehrung, er könne nicht mit ihnen reinfallen. Denn auf Kritik hin ein Buch zu wählen, führt oft zu Enttäuschungen.

Und doch gibt es Menschen, die ohne weiteres wissen, welche Bücher sie sich kaufen müssen, ohne eine Kritik gelesen zu haben. Sie lesen freilich nicht nur der Unterhaltung halber, sondern zu ihrer seelischen Bereicherung. Der Ausgangspunkt dieser Art von geistiger Nahrungsaufnahme ist stets das Würseln in irgendeine schöpferische Persönlichkeit, es ist das Erlebnis des eigenen Werbens durch einen anderen oder auch durch einen Kreis von Menschen, die gleiches Fühlen und Denken haben. Diesen Kreis können die Autoren eines einzigen in sich organisch geschlossenen Werkes bilden oder die Mitarbeiter von Zeitschriften, wie „Kunstwart“, „Hilfe“, „Tat“, „Christliche Welt“ u. a., oder es kann auch ein Erwecker allein, Goethe, Fichte, Lagarde, Schöb Buchardt, Nietzsche mit seiner eigenen Interessensrichtung sein. Oder es genügt auch ein persönlicher Freund, der guten Geschmack hat. Ebenfalls ist immer die Teilnahme an dem persönlichen Erlebnis eines anderen jedem fremden kritischen Bestreben vorzuziehen, und es ist ein Abbau jener traurigen Schulwissenbildung, wenn man das Studium von Literaturgeschichten braucht, um zur Richtung seines Geschmacks und zum Urteilen zu kommen.

Alles was bloße Lesen ist Mißbrauch, ist Chaos ohne allen Nutzen. Alles tote Wissen ist Ballast. Bildung ist kein Zielwissen, sondern ein organisches Wachsen aus einem Kern heraus, sie kann nur wurzelsaftig sein und braucht darum Erdboden. Der Bauer weiß, daß jede Pflanze einen anders geeigneten Boden nötig hat. Man werde sich also über seinen eigenen geistigen Nährboden klar und fange mit einem einseitigen Interesse für etwas an, das seinem Lebenszweck keine zuträgt. Man wird dann finden, daß kein Ding für sich allein „wesentlich“ ist, sondern daß innere Zusammenhänge von ihm aus immer zu weiteren Problemen führen. Aller Mut, einseitig zu sein, lohnt mit der Entzweckung der eigenen Selbstbindung, alles ernsthaftes Streben, über sich selbst hinaus zum Leben mit anderen zu kommen, das ist zum „Du“ der Seelen, zum Beständnis aller Lebensentwicklung und alles Lebensgeschehens. Name ist dann Schall und Rauch, aber der Wille gibt Ziele. Jeder Mensch hat eine innere Stimme in sich, die der Fühlung „Intuition“, der Religiose „Gewissen“, der das andere Geschlecht Endende „Liebe“, der Bücherfreund „Vorliebe“ nennt. Wer aus der Vorliebe zur Liebe beim Bücherkaufen gelangt, der ist organisch als Mensch gewachsen und zum Bücherkäufer in kulturförderndem Sinne geworden.

Auf welche Weise werden Bücher bekannt? Der Praktiker weiß, am schnellsten dadurch, daß sie Gegenstand der Neugierde werden, sei es durch Konstatation, wie bei „Das Tagebuch einer Berlinerin“, oder durch den Namen, wie bei „Das Tagebuch einer Berlinerin“. Oder irgend jemand wird entdeckt und da die Entdeckung zu den Tagesneuigkeiten gehört, will keine Zeitung zurückbleiben und bringt eine eingehende Besprechung; es spielt dann dabei gar keine Rolle, wenn kaum gefannt in ähnlicher Richtung bessere Bücher vorliegen. So scheint es z. B. ganz verumwunden, wiewohl verhältnismäßig geringe Auflagehöhe die Bücher von Gottfried Keller haben, während weit späherer Nachahmer es bereits im ersten Jahre des Erscheinens bis fünfzig- und

hunderttausend Auflagen brachten. Aber vielleicht sind die Bücher die besten, von denen man gleich den guten Frauen nach dem Wort des Verifies nur mit jastlicher Zurückhaltung spricht.

Man weiß, welchen bedeutenden Einfluß die Besprechungen in Zeitungen und Zeitschriften auf das Bekannwerden der Bücher haben, jeder Bücherliebhaber weiß auch, daß ihm das Erscheinen mancher wichtigen Buches trotzdem entgeht und daß er Augen und Ohren überall aufhaken muß. Um die verschiedenen Wege, die zu ihrer Kenntnis führen, zu finden, habe ich während der Jahre 1914 und 1915 eine Umfrage an die Käufer meiner Verlagswerke durch einen der Werke beigelegten Fragezettel gehalten und dadurch eine Statistik bekommen, die in markanten Grundzügen ein hochinteressantes Bild von den Kanälen geistiger Nahrungsaufnahme gibt. Ich veröffentliche hiermit das Resultat, das vielleicht bei einem rein belletristischen oder auf den Massengeschmack zugeschnittenen Verlag stark variieren wird. Aber die Grundzüge werden doch wohl die gleichen bleiben.

1000 Käufer gaben und folgendes Bild: 300 durch Zeitungsbesprechungen, 200 durch Verlagsprolette.

Von den Zeitungen wurden besonders oft angegeben: „Berliner Tageblatt“, „Tägliche Rundschau“, „Frankfurter Zeitung“, „Neue freie Presse“, von den Zeitschriften „Kunstwart“, die Traubische „Christliche Freiheit“, Raumanns „Hilfe“ und Carl Buschs Besprechungen in Verlagen und Katalogs Monatsheften.

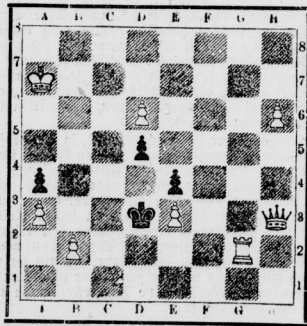
Die andere Hälfte setzte sich zusammen aus: 170 durch persönliche Empfehlungen, 170 durch Empfehlungen von Buchhändlern, besonders auch durch Schaufensterreflamme, 100 durch Bekanntschaft mit anderen Werken des Verfassers, 20 durch Verträge, 10 durch Empfehlung in Büchern, 10 durch eigenes Studium, 10 nach dem Lesen gefast, 7 durch persönliche Bekanntschaft mit dem Verfasser, 3 des Einbandes wegen.

Diese Zahlen reden eine deutliche Sprache. Ganz merkwürdigerweise teilen sie sich genau in zwei Hälften, persönliches und unpersönliches Bekannwerden steht sich in gleichem Zahlenwerte gegenüber. Die genaue Statistik ist 505 zu 495. In gleichem Rhythmus steht die konkrete Erwähnung von persönlicher und buchhändlerischer Empfehlung. Auffallend ist die geringe Anzahl, die auf Vorträge hin gekauft wurde, amänt ist, daß auch drei Käufer des künstlerischen Einbandes wegen unter den Antworten vertreten sind. Der eine schrieb aus Willingen in Baden: „Ich habe mir Lagarde angefaßt, weil ich durch den schönen Einband dazu bemogen bin. Ich hoffe mit aus diesem Grunde auch sonst viele Bücher an, ohne mich irgend mit ihrem Inhalt zu beschäftigen. Sie mögen über dies Motiv denken wie Sie wollen, jedenfalls ist es ein solches, mit dem der Verleger nicht zu ihrem Schaden rechnen.“ Besonders warm fielen sich die Autoren zu den Werken Wilhelm Büsches, „weil sie beim Vorlesen die Kinder in ihrer richtigen Auffassung unterrichteten“ und ein Galtwitz in Steier in Oberösterreich kauft alle Werke von ihm, „weil er durch ihr seine innere Zufriedenheit erlangte“.

### Schach.

Verarbeitet von Max Weiß.

Aufgabe Nr. 2170 von W. Paun.



Weiß zieht und legt in drei Zügen matt.

Weiß: Kc7, Dh3, Tg2, Bc3, h2, d6, e3, h6.

Schwarz: Kd3, Ba4, d5, e4.

Variante Nr. 2152.

Aus dem Meisterturnier 1914 15 des Rosenhagener Schachvereins.

Damenangabe.

Weiß: B. Broderfen. — Schwarz: F. Christensen.

1. d2-d4
2. Bc3-d4
3. Sbl-c3
4. cxd4x5
5. g2-g3
6. Lh1-g2

Der diesem Zug nach S3 entstehen. Schwarz könnte nun durch S... cd 6. Dxd4, Le6 nicht Sc6 ein sehr gutes Spiel erlangen.

Ein Fehler. Richtig ist h1-g2, womit Weiß in die bekannte Variante eintritt.

- 6... ed1 7. Sxd5, Le6 würde für Schwarz ein überlegenes Spiel ergeben.
7. Sg1-g3
8. Sg3-d4
9. Sd4-b3
10. Le1-d2
11. O-O
12. Ld2-g5

Führt zum Verluste des Bauern d4. Besser war 12... Lxc3 13 bc, Le6 nicht h6.

13. Sc3-b5
14. Lg5xh6
15. Sbx4d4
16. e2-e3
17. Dd1-h5
- Dah-h6
- g7xh6
- f8-d8
- Sc6-e5

Führt zu sehr lebhaften Verbindungen. Gut und sicher war 17. h3.

17... Le8-g4  
18. Dh3-h4  
19. Lc4-d7  
Ein sehr schöner Gedanke. 20. e hätte nun Damenverlust zur Folge.  
20. h4-h5  
Schwarz erobert nun die femliche Dame gegen drei leichte Figuren.  
Weiß ein recht schönes Beispiel. Schwarz muß sich aber darauf einstellen, da er jetzt Lg4 verlieren hätte.  
21. h2-h3  
22. Sxg4  
23. g4x7+  
24. h3xg4  
25. g3xh4  
26. h1-h2  
27. h2-h3  
28. Sxg4  
29. g3xh4  
30. h1-h2  
31. Tg3-g5+  
32. Th1-h6+

### Die Allgewalt des Genies.

Der Weltmeister schreibt über das Ergebnis des New Yorker Meisterturniers in der „Bostonischen Zeitung“ vom 13. Sept. d. Js.: Das Turnier von New York hat mit dem Siege Capablanca und Max Schall's beendet. Capablanca gewann von 14 Partien 13, Marshall 12, und feiner brauchte einen Verlust zu vermeiden. Die übrigen Teilnehmer folgten in weitem Abstande. Dieser Ausgang beweist die große Überlegenheit der heutigen Meister über unsere Zeitgenossen. In den persönlichen Kämpfen, wann gegen wann, tritt der Unterschied gar nicht deutlich hervor. Streitet Capablanca mit Chaires, so ist dies ähneln an der Lage des Erfolges lange hin und her, bis es sich endlich neigt. Aber in einem Turnier, wo Capablanca maximal Spieler dieser Klasse vor sich hat, merkt man die Regel: Das Züngeln schwannt jedesmal eine Weile lang und neigt sich schließlich jedesmal auf dieselbe Seite.

Die Wahrheit ist, daß man heutzutage sehr viel lernen kann, viel mehr als früher und viel besser als früher — nur das Eine will heute eben so leicht gelingen wie früher: ein Genie zu sein.

### Preis-Rätsel.

#### Scharade.

Die erste ist als mittige Frucht  
An einem Baum behangen  
2. 3. 4. wachst als hirse Größte  
fern in des Adens: Band;  
Sie dienen auch mitunter wohl  
Als Schmuckstück, wäher fremdem,  
Aus Eien, dann verdrängen sie  
Verrichtung, Tod und Grauen.  
Wenn aus der 1 das Ganze wird  
Mit Sicherheit gewonnen,  
Dann ist des Feindes Wt erstand  
In kurzer Zeit bezwungen.

#### Skat-Aufgabe.

W (Mittelhan o) spielt auf folgende Karten Bild-Solo:

Es liegen zwar 7 Karten im Skat und auch die Triumpfe sind gleichmäßig verteilt, aber doch bekommt der Spieler nur 10 Karten. Er hat 40 Karten in seinen Karten. (Nach Hand hält B verloren). — Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang des Spiels?

#### Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 50:

1. Rufen — rufen.
2. Bergen — bergen.
3. Taube — Taube.
4. Regen — regen.
5. Ehen — ehen.

#### Auflösung der Streichholzscherz-Aufgabe:

# TUERKE

Richtige Lösungen fanden reichhaltig ein:  
Aus Halle: F. Ursin, Bilda u. Bertr Ademann, Charlotte Besser, Martha Busse, Käthe Breitter, Fritz Buchmann, Fritz Perdina, Hans Bernhard, Gerhard Weichert, Karl Conrath, Elisabeth und Rudolf Dömel, Kurt Devarado, Margarete Diebe, Martha Frege, Frau Maria Großhans, Helmut Gotthoff, Günter Giese, Fritz Gerlach, Guitan Grunide, Wilhelm Geier, Sie Berling, Franz Simpel, Charlotte Hummel, Albin Heunide, W. Jahn, Jlle Kleschadt, Leni Krüger, Robert Krüger, Erich Kohrs, Gertrud Krenemann, Fritz und Kurt Linke, Elisabeth und Gertrud Lepzin, K. Müller, L. Neufel, Paul Müller, G. Wadenroth, Margarete Nebe, Anna Pfingst, Helmut Wörte, Meta Paul, Gerhard Pollack, Otto und Kurt Richter, Fritz Ullrich, Eile Raul, Gotthard Kabe, Elisabeth und Walter Köstner, Wilhelm Sommer, Elsa Sperling, Heinrich Somet, Max Schlemmer, Edith, Frau Franziska Schmidt, Margarete Schreiber, Elisabeth Schuch, Dora Stahl, Gertrud Stein, Käthe Wiemede, Gertrud Voigt, Kurt Weber, Frau Wieben, Bruno Quersfurt, Frau C. Binder, W. Jentich, Fritz Ursin, Helmut Gotthoff, Otto und Kurt Richter, Gertrud und Franz Büchling.

Nuswärtige: Frau Frieda Parfisch-Wöbein, Karl Brandt-Neuburg, Friedrich Ermisch-Kroiser, Herbert Ziegeler-Corbetha, R. Zepf-Schiffart, Otto Schroeter-Beber, Marie Schmidt-Merleburg, Erich Mathies (A. St. im Felde), Margarete Krause-Felgeleben, Albert Kovich-Köcher, Günter Sönderl-Kou-Dülan, W. Süßne-Laubgaß, Bruno Huyen-Stabfart, Gertrud Hartwig-Reinsdorf, Paul Goeldel-Merzhof, Felix und Jlle Benner-Gaefel, C. Beiermann-Adewell, Karl Erhardt-Diemis.

Preis erhielten: F. Ursin hier, und zwar:  
„Mit mine Stromtid“ von Fritz Reuter, und Frau Frieda Parfisch-Wöbein, und zwar:  
„Am Schloß zu Seefelders“ von E. Sartner.

Rätselösungen müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen, bis spätestens Donnerstags mittag in unserer Hauptgeschäftsstelle abgegeben sein, die Aufschrift „Rätselösungen“ tragen und mit genauer Adresse versehen sein, auch empfiehlt es sich, das Alter des Senders anzugeben, damit mir bei der Auswahl der Preise die richtige Wahl treffen können.